

Zentralblatt Deutscher Zithervereine

Begr. 1878

Älteste Fachschrift für das kunstgemäße Zitherspiel

Begr. 1878

Offizielles Organ des Verbandes Deutscher Zithervereine, des Verbandes Westdeutscher Zithervereine, des Erzgebirgischen Zitherbundes, des Verbandes Schweizerischer Zithervereine und des Schweizerischen Zitherlehrervereins

Herausgeber und Verlag:
Verband Deutscher Zithervereine
Gotha

51. Jahrgang 1928

Verantwortlicher Schriftleiter:
W. D. Michenschreiber, Essen

Einiges aus meinem Leben.

Von Heinrich Freiherrn von Reigersberg.

1. Ein Schulkuben-Idyll.

Schon dem Kleinen, der die Schultafel umhängend, den ersten Gang ins Leben wagt, begegnen merkwürdige Wegtaseln mit rätselhaften Aufschriften. Schon ehe es das Alphabet gelernt, umstürmen es die Geister des Blutes und, ohne eigene Erfahrung, blind und taub, steht es unter der Zucht von Erfahrungen seines Geschlechtes, treiben die Laster einer dunklen Vergangenheit. Schon zucken die Flämmchen des Geistes im dunklen Gehirne, oder brütet dumpfe Nacht, aus der niemals ein Tagesgrauen erlöst. Fatum! Schicksal!

Ein Vöglein singt im Gezwäge. Glückselig, vergeßend die Schule, lauscht das Knäblein; sein Auge folgt dem Flüchtigen von Ast zu Ast; der andre hebt den Stein und schleudert ihn in zerstörender Eier nach dem Baume!

Da bäumt sich's auf in seiner Seele, und mit der Kraft der Empörung wirft er den bösen Genossen in den Sand. Dieser zeigt ihm behende die Zunge und entteilet, des Schulbeginns gedenkend.

„Wo ist Karl Träumling?“ — fraget der Lehrer mit Strenge. „Herr Lehrer! der hat mich geschlagen,“ ruft Jakob, der schäbige Kacker! Der Träumling steht vor der Tür in angst-pochendem Herzen und findet nimmer die Kraft, diese zu öffnen, bis diese von innen sich öffnet und der Lehrer gebieterisch winkt: „Hierher! Hast Du diesen geschlagen?“ Da rinnen bittere Tränen und ahnungsvoll erbebt das junge schullose Herz unter den Tritten der Welt! Warte nur! Bald wirgt dich die Frage, wer König und Richter!

So schneidet der Geist der Welt seine spigen Zeichen in den jungen Stamm, daß bittere Tränentropfen daraus hervorquellen. Doch darüber hinaus regt sich's in tausend Gestalt, bis Blatt an Blatt sich fügt; erst wenn die Zeit gereifet, stehet der Mensch bedenkend vor den erhärteten Runen, sich mühend, ihren Sinn zu ahnen.

Schulkuben sind auch Bretter, die die Welt bedeuten, aber doch

eine Welt, in der mehr Lustspiele als Tragödien zur Aufführung gelangen. Und sind nicht die besten Lustspiele die, in denen der Humor nicht gemacht wird, sondern sich selbst zeugt wie Bliz und Donner?

Man hat jetzt leicht lachen. Aber setze dich nur hinein als sechs-jähriges Häuflein und lasse dich anstarren von einem schrecklichen Riesen, der, in der finstersten Ecke der Schultube die unheimlichsten Absichten brütet. Sein Bauch ist groß genug, um dich jeden Augenblick mit Haut, Haar und Schultasche zu verschlingen. Der einzige Trost ist der Herr Lehrer. Wer könnte sonst zu Hilfe eilen, wenn er hervortürzte, der Riese...

Doch der Herr Lehrer steht ja geradezu im Bunde mit dem Riesen, oder ist's gar ein Geist —? Doch hören wir weiter:

Heute hege ich keinen Zweifel, daß jener Riese nichts weiter als eine — Bagge gewesen ist, aus deren schauerlicher Leibeshöhle gräßliche Töne der Unterwelt uns zu vernichten drohten. Der Herr Lehrer scheint im Bunde zu stehen mit dem Schrecklichen, ja, es hat den Anschein, als ob er sogar dessen Herr, der nur mit seinem dicken, mit Haaren bezogenen Zauberstab über den Leib des Ungeheuers zu streichen braucht, um die gräßliche Stimme zu erzwingen.

Wollte nichts, gar nichts helfen; war, wie man so sagt „der Teufel los“, waren die entseelten Seelen alle zu Mücken und Lücken geworden, die das arme Haupt des Lehrers rettungslos umfurrten, so gab's nur ein Mittel und eine Rettung: — der Geist!

Eiltigst mit dem Zauberstab über seinen Leib gestrichen, feste, feste —! Entseßliche Stimme! Blizschnell huschten die Seelen, zitternd und bebend in den Ort der Ruhe, was schon äußerlich zum Ausdruck kam, daß alle Händchen fittsam auf der Bank lagen. Himmllischer Friede lag träumend über Schüler und Lehrer, der einen dankerfüllten Blick warf auf seinen rettenden Gott.

„So Kinder“ — sprach er — und sein Mund ward zum Honigkuchen — „so Kinder, jetzt wollen wir schön schreiben.“ Bald waren alle Nasen über den Tafeln, und alles, was Odem hat, vereinigt sich zu einem großen, bedeutenden „Kripli-Kragli“.

Mit innigem Behagen stellte der Herr Lehrer diesen Wandel der Dinge fest. Ein lechtes weites Ohr, ob alles auch wirklich

„Kripli-Kragli“, und langsam, langsam verichwand Gestalt und zuletzt sein glänzendes Haupt wie der lächelnde Vollmond unter den Bergen, d. h. unter dem Katheder.

Das war aber auch der Augenblick, wo alles „Kripli-Kragli“ ein Ende hatte und alle Dehnen der geheimnisvollen Töne lauschten, die nunmehr aus des Katheders Tiefe zur Höhe drangen.

„Wisch-Waschi — Wischi-Waschi — was war das? Und nochmal „Wisch-Waschi“ — und immerzu „Wisch-Waschi!“ — So graufam lang möchte ich die Folter der Neugierde nicht betreiben, als die Vorsicht des Herrn Lehrers sie uns zappligen Kindern zuteil werden ließ.

Welch graufames Holz! War denn nirgends eine Ritze, nirgends eine Möglichkeit? Lange vor Schulbeginn waren die Neugierigsten um den Katheder. Alle Scharniere wurden benagt. Der Gescheiteste ist ratlos. Ja, nicht einmal der Nirscherl Peter, der mit seinem Vater schon aufs Kälberkaufen gehen darf, der „Senior“ unserer Klasse, kann über das „Meinen“ und „Raten“ hinweg.

„Du, Mutter“ — sagte ich zu Hause — „unseres Herrn Lehrers Katheder ist ein Zauberkasten. Wenn wir „Schön schreiben“ haben, steigt der Herr Lehrer hinein und alsbald tönt es „Wisch-Waschi“, fast wie der Wind, wenn er beim Nüsse-Holen aus dem Schwedenwald kommt und durch den Kamin fährt, — hui, ho — am Ende steigt der Herr Lehrer auch in unseren Kamin!“

Der Nirscherl Peter ließ nicht locker, wie mein Hund, als er einmal einen Igel stellte. Er ließ nicht locker! Er blies in's Schlüsselloch, daß die Backen wie ein Kürbis aufbliesen. Einmal knackte es, so daß ein dumpfes Murren aus der Baggeige fürchterlicher Leibeshöhle uns so entsetzte, daß wir in wildem Jagen davon rannten. Nur der Nirscherl Peter kannte kein Fürchten. Er war mit einer praktischen Erbmasse gesegnet. Sprach's noch nicht das Gehirn, so sprach's das Blut: „Nur net auslassen, Peter! Nur net auslassen!“ Er wegte und scharrte sich die Finger wund, wie mein Hund seine Nase an des Igels „Hindernissen“. Nur net auslassen! Einmal gibt doch der andre nach, und sogar der Herr Lehrer, und hätte seine Vorsicht soviel Augen wie der Igel Stacheln. Einmal... doch!

Armer Herr Lehrer! Findest du zwar keinen Chronisten, der deine Not in die Unsterblichkeit erhöhe, wie der „Hungerpaitor“ oder dein Kollege Wuz; findest deine Not keine Berklärung durch die Raabe oder Sean Paul, so finde sie Verjöhnung durch den Humor, und die Dankbarkeit und Liebe derer, die sie eines Tages entdecken, diese deine stille Not, umblüht von süßen Tolden des Flieders und besungen von der Amsel leisem Gezwitscher, träumend von besseren Zeiten.

Triumph! Der Nirscherl Peter forcht ihn nicht — den Geist „Wisch-Waschi“, ein Sohn „Figli-Pugli“. Der Nirscherl Peter hat schon manches Kalb am Stricke geführt. Nun hielt er den Geist „Wisch-Waschi“ mit beiden Händen hoch in die Lüfte; um ihn herum aber tobte des Tanz ums goldene Kalb — nein, um ein Paar alte Stiefel und etliche abgeschabte Widzbürsten, während einige Böötier die Stiefelwische um ihr ungewaschenes Maul schmierten. Sie scheint süß wie Honig gewesen zu sein. Ich sage Stiefelwische, weil es Pilos Schuh-Creme noch nicht gab, wie so vieles andere; wie es andererseits heute manches nicht mehr gibt, was es damals gab.

Unbarmherzige Kinder! Wißt ihr etwas von sozialer Not? Wißt ihr, daß man die Stiefel selber putzen muß, wenn man keinen Stiefelpuzer bezahlen kann? Der Nirscherl Peter freilich! Der hat's im Blut! Führt er heute Kälber heim, so führt er morgen die Ochsen! Kennt ihr Rangen die Stiefel „hierzulande auf dem Lande“? Nun seid ihr alle älter geworden, soweit ihr nicht schon ins Gras gebissen. Vielleicht hat mancher von euch mittlerweile viele Stiefel gepuzt, wenn auch nicht unter dem Katheder, und dir Böötier schmeckt der Schinken besser als damals die Stiefelwische.

Das mag nun alles sein, wie es ist. Der Nirscherl Peter hielt sie hoch mit beiden Händen, die Stiefel vom Lande, und wir anderen tanzten um den gefesselten „Wisch-Waschi“.

Nun aber hurtig hinein mit ihm, hinein in den Katheder, die Tritte des Lehrers nahen —

„So, Kinder“ sprach er holden Mundes nach einer Weile, „nun wollen wir „Schön schreiben“...“

(Fortsetzung folgt.)

Einiges aus meinem Leben.

Von Heinrich Freiherrn von Reigersberg.

2. Wendungen — Endungen.

Von allen unendlich vielen Eindrücken und Vorgängen der Kindheit und frühen Jugend vermag das zarte Gehirn nur wenige zu behalten und später zu Begriffen zu ordnen. Die Deutung dieser Begriffe zu dauernder Erfahrung füllt das Leben jedes zu Selbstbewußtsein gereiften Menschen. Nicht aller Menschen Willenskraft ist so dauerhaft, um die furchtbare Wucht dieser mannigfaltigen Erfahrungen in System und Ordnung zu bringen. Will das Chaos manche Seele verschlingen, so stellen biedere „Freunde“ zur rechten Zeit sich ein. Da kommt die uralte Mähme hüftelnd herein-geschlichen — die Mystik — und bietet ihre Salbe an: „Einzureiben nach Bedarf“. Da kommt „der Glaube“, ernste Gefänge singend; da gaukeln Millionen Schmetterlinge, schillernd in bezaubernden Farben, die Illusionen und Käufche; und im finsternen Winkel dreht ein klapperndes Gespenst seine Mühle, seine schauerliche Mühle, in der die Vernunft gemahlen wird zu Wahn, zu Wahn, zu unendlichem Wahn. Tausend Geisterhände streuen dieses Wahnpulver hinaus, soweit Menschen haufen, hinein in ihre Gehirne, in ihre Augen; tiefer hinein: in ihr Herz und ihre Eingeweide.

Geblendet von Wahn, vergiftet von Wahn, trunken von Illusionen sünden sie täglich den Scheiterhaufen und wegen die Schlachtmesser, Vernunft zu mordern und Gott ein Opfer zu bringen. Aber siehe: Ewig neu, ewig glühend wie die Sonne steigt sie aus dem Qualm des Wahnes hinauf in die funkelnde Höhe, unverbrennbar und unsterblich: Die göttliche Vernunft.

Die Vernunft ist göttlich, und nicht messe der Mensch sich mit Göttern. Dank trotz alledem den „Illusionen“. Lechzet die todwunde und -milde Seele nach Ruhe, so kommen sie lautlos geflogen und ihre goldenen Flügel hellen alles Dunkle; das Herz wärmt sich und süße Töne dringen aus demselben: Das ist die Geburt der Kunst!

Die Kunst wurde nicht ein mal geboren, gestern, vorgestern oder in altersfinsterner Vergangenheit. Täglich entsteht sie neu; täglich wird sie unter Wehen und Schmerzen geboren. Sie ist nicht ein einmaliges Wunder Gottes neben vielen anderen, sondern sie ist das Leben selbst. Wie anders kannst du eine Menschenseele wahrhaft erleben, als daß du diese Seele beschlechtest und erlauchst in Augenblicken, in denen sie nicht dienstbar ist einem

Fremden, sondern sich selbst. Viele Kunst mündet ungeschrieben und ungesungen in den ewigen Strom des Lebens. Viele Seelengesänge klingen nach innen und nicht nach außen.

Diejenigen, die viel (allzuviel) über Kunst reden und schreiben, ohne daß ihre Seele je selbst Leben — Kunst geboren hätte, kommen mir vor wie Hebammen, die viel Windeln waschen und viel vom Gebären reden, während neben ihnen die Mutter stöhnt, aus ihrem Herzen das ewige „Leben“ preßend.

„Wer vermeint, durch Kunst allein Künstler werden zu können, ohne daß der Muse Wahn ihn erfasst habe, der bleibt ewig draußen vor dem Tore, und das Werk dieses Verstandigen ist ein Schattengebilde neben dem des vom Wahn Hingerissenen.“ So Plato. (Nach Phaidros.)

Ein recht eigenartiges Bild gibt der „Künstler“ an der — Orgel? Nein, an der Rechenmaschine! —

Was war die Baßgeige in der finsternen Ecke der Schulstube den 20 Knirpsen? Ich weiß es nicht. — Mir war sie das erste Symbol des Schreckens, der Angst vor der Welt; aber im tiefsten Winkel des Gemütes der erste Anlaß, an dem Ernste des Daseins zu zweifeln. So wird vielleicht das Lächeln des Weisen und des Synikers geboren. War sie, diese Baßgeige, ein erstes Menetekel, ein erster Wegweiser, ein Werkzeug des Zufalles, der mich wie gewiesen wollte von einer Sache, von einer Kunst, in der ich viele Jahre später so heillos irrtgehen und verstanden sollte?

Nicht minder menetekelös waren die Gerüche, die mir den Atem benahmen, wenn ich als Achtjähriger zu Straubing jeden Mittwoch und Samstag den Stadtturm erklimmte, um beim Türmermeister Geigenunterricht zu genießen. Das waren noch mittelalterliche Gerüche, die durch diese Räume zogen. Das war Geruchstransee der „cloaca maxima“.

Ich brachte es auf der Geige zu einer für den Hausgebrauch genügenden Technik, so daß ich leichtere Konzertsätze von Beriot wohl beherrschte. Doch traten sehr bald andere geistige und künstlerische Interessen in den Vordergrund, die den eingeschlagenen Weg jäh abbrachen. Die Geige aber ist mir lieb geblieben und vermag ich schon aus diesem Grunde der Erbs-Geige („Schofgeige“ benamset) keine Liebe entgegenzubringen.

Mögen gemeinhin manche Gründe zu ihrer Rechtfertigung dienen: Sedenfalls ist sie ein ausschließlich dem Dilettantismus dienendes Langeräte, das — auch wegen ihres anders gearteten Finger-

satzes — von Geigern niemals anerkannt werden dürfte. Gerade durch die Heranziehung von guten Geigern würde die Zither eine natürliche „Verzahnung“ mit der übrigen Musik finden. So aber wird ihre Isolierung auch nach dieser Seite hin systematisch erhalten.

Allerdings: die Zitherbauer werden selten oder niemals Aufträge von Geigen erhalten, wohl aber auf „Schof-Geigen“. Somit mag die Erhaltung und Verbreitung dieses Bastarden in deren Interesse gelegen sein.

Uebrigens sind die guten Melodion-Spieler so selten, wie die guten Zitherspieler! Ob somit die Vorteile den großen Nachteil der musikalischen Isolierung aufwiegen, ist kaum eine Frage. Auch die Hinneigung auf den fünfstringigen Spielsatz überzeugen solange nicht, als der Frei-Geiger nicht überspielt wird, was bisher noch nicht festgestellt werden konnte.

Ich möchte nicht einer romantischen Illusion aus Jugendtagen vergessen, die noch heute in ungebrodener Kraft in der Erinnerung wirksam. Nicht die Genialität Beethovens oder ein Tönerausch Wagners hat die magische Kraft eines schlichten Posthorns. Im Abendfrieden lag der Starnberger See. Die letzten Strahlen tauchten die obersten Grate der Benediktenwand in Rosenlicht, während rechts der mächtige Stock der Zugspitze der Nacht entgegen-träumte. Da erklang des Posthorns Zauberlied, daß sich das Herz krümmte unter dem Druck dieser Natur-Symphonie.

Oder in Tölz, wo sich abends nach Sonnenuntergang an der Ikarbrücke zwei aus verschiedenen Richtungen heimkehrende Post-Dnibusse begegneten und die Postillone den Markt herauf zweistimmig bliesen. Da verstummte jeder Lärm, jeder Eilende stand stille und mancher Allzudetriebsame hörte in diesen Augenblicken das Schlagen seines Herzens.

Die besten Hornbläser wurden von der Postverwaltung an solchen schönen Punkten verwendet. Meister auf ihrem Horn zu sein, war neben der guten Pflege ihrer Pferde die höchste Ehre ihres Lebens. Nach 50 jähriger Dienstzeit erhielten sie von der Verwaltung ein Ehrenhorn. Das war noch Volkstum!

„Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der tote Postillon
Stimmt in seine Lieder.“ —

Tot der Postillon, zerfchlagen sein Horn, verklungen, verfun-gen, verstan. . .

In den Ufern des Starnberger Sees machte ich die erste Bekanntschaft mit dem Klavier. Nicht als Spielender, sondern als Genießer. Der Komponist Heinrich Kaspar Schmid, nunmehr Direktor der Musikschule in Augsburg, und ich waren — gleichen Alters — in den besten Jugendtagen Zimmernachbarn. Schmid mietete sich ein Klavier und viele Winterabende lag ich auf seinem Sofa, während er höchst talentvoll die „Winterreise“ Schuberts und Chopins Balladen und Nocturnen spielte. Bei einem solchen Unterbau des Geschmackes konnte es nicht ausbleiben, daß ich auch in der Zithermusik nach Besserem suchte, als mir gemeinhin in die Hände kam.

Vorübergehend in Passau hörte ich dorten einen blinden Zitherspieler namens Christl, der seinem Glend in den Fluten des Inn-Balsam auflegte. Er spielte Otts „Gebet auf den Bergen“. „Hollah!“ sagte ich mir „das ist eine andere Wurst“. Ich ließ mir dieses Stück kommen, und wurde durch die auf den Titelflächern angezeigten Tonstücke allmählich mit der vorhandenen Literatur bekannt. Freilich: „Winterreisen“ à la Schubert und Chopin Balladen vermochte ich nirgends zu finden. Schmid wollte nur „Gavotten und ähnliche einfache Sachen“ für Zither gelten lassen.

Hätte die Zither nur 4 Saiten und wir würden uns anheischig machen, darauf Fugen spielen zu wollen, so würden wir ausgelacht werden. Jeder geschulte Geiger spielt aber Bachsche Fugen.

Es wird häufig Subjekt und Objekt verwechselt. Man sage nicht, Dies oder Das eignet sich nicht für die Zither, sondern man sage, es eignet sich nicht für ungeschulte Ohren, wie sie die Mehrzahl der Zitherspieler haben. Ich frage: Woher sollten sie geschulte Ohren haben? Wer schult sie?

Für das Instrument eignet sich zunächst das nicht, was technisch nicht ausführbar und was fernerhin tonphysiologisch allzufern von ihr steht. Vor allem das Majestätische, Herkulische, Massige und Ähnliche.

Für die Zither eignet sich, zum Schmerze der wenigen Künstler, die sie hat, vom rein ökologischen Gesichtspunkte aus, hohe Kunst solange nicht, als dieses Instrument Spielzeug für die Masse Unterhaltungssuchender und nicht Ausdruckswerkzeug für Kulturträger und durch Kulturträger geworden sein wird.

(Schluß folgt.)

Einiges aus meinem Leben.

Von Heinrich Freiherrn von Reigersberg.

(Schluß.)

Wer sich erinnert, daß „Kunst“ nichts anderes ist als Religion, Pflicht, Gewissen, also Wesensausdruck, Seins-Gestaltung, somit eben auch „Natur“, der weiß, daß alles „Urteilen“ letzten Endes auf Vergleichen beruht innerhalb des bereits gegebenen, auf Grundlage unserer Erfahrungen. Kunst-Erfahrungen aber können wir füglich am meisten bei den Künstlern vermuten, und höchste Erfahrungen bei den größten unter ihnen. Vergleiche mit diesen Größten ermöglichen aber nur die ernste Bekanntschaft mit ihnen.

Es ist also grundsätzlich, was mir einmal ein Zithervirtuose sagte: „Ja, wer Bach studiert, ist für die Zither verloren!“ Ich meine, wer für Zither komponieren will — wer eben komponieren will, wofür tut gar nichts zur Sache — tut gut, Bach zu studieren und alle, alle, die da groß sind. Wie sehr erniedrigt solche Denkweise die Zither! Dadurch wird sie in die Einsamkeit des Zwittertums gestoßen, ein Zustand, in dem sie ein Halb-Jahrhundert vertrauen mußte. Selbst der einfachste Satz, ob Gavotte oder Sonate, ob zweistimmig oder vielstimmig, zeigt, ob ihr Schöpfer Bach studiert hat; und viel geheimere Groll in unserer Zitherwelt entsteht aus diesen Zwiepfalten.

Etwas anderes ist es, wie der Laie zur Sache steht; er kann annehmen oder ablehnen. Das ist sein persönliches Recht.

„Mittelmäßigkeit wägt immer richtig“ sagt Anselm Feuerbach, „nur ihre Wage ist falsch.“ Und H. St. Chamberlain schreibt: „Alle Kunst ist zugleich eine Technik und über Technik kann nur der Techniker urteilen; und alle große Kunst ist Kunst des Genies und Werke des Genies kann man annehmen oder ablehnen, nicht aber abhängen.“

Hier ist vielleicht auch Platz, um Heinrich Schenker zu zitieren, das größte musiktheoretische Genie seit Emanuel Bach, ein Geist von ungeheurer Tiefe. Er schreibt Seite 107 seines „Zahrbuches“ (1926):

„Die Menschheit ist im allgemeinen zu wenig schöpferisch, um zur Kunst überhaupt eine Stellung gewinnen zu können. Auch ist ihr Gefühl und Bewußtsein zu unmittelbar vom Leben bedrängt, als daß sie von der Kunst mehr als eine Spur erfassen und beherbergen könnte. Die Menschheit ahnt nichts vom Wesen der Kunst, nichts von der Besonderheit eines Kunstwerkes, nichts vom schaffenden Künstler; bei Gelegenheit von Kunstwerk und Künstler auch selbst das Wort zu ergreifen, sich selbst reden zu hören, das ist alles, worauf es ankommt. Die wenigen Worte, die sie zu Stammein weiß, schaffen ihr Freude, die sie schon für eine wirkliche Be-

ziehung zur Kunst hält. Nur dieser Einbildung wegen bestrebt sie sich, der Kunst zu äußerem Dasein zu verhelfen — deshalb tut der Künstler gut, die Einbildung gelten zu lassen.

Die große Welt weiß es nicht besser in Sachen der Kunst. Findet sie sich ähnlich doch auch mit Fragen ab, die sie näher angehen, mit den religiösen, politischen, sozialen und wissenschaftlichen. Wie sie, ohne des Widerspruchs inne zu werden, z. B. mit einem Mundwinkel erklärt, der Mensch sei gut von Natur, mit dem andern dagegen, er müsse zum Menschen erst erzogen werden, ebenso widerspruchsvoll glaubt sie an Genialität auch im Durchschnitt, an Klaffigkeit auch bei Stümpfern, wenn sie nur in die Jahre gekommen sind, an Fortschritt auch im Rückschritt, an ein wahres Können auch bei Dissonanz-Machern, die nicht einmal einen Durchgang fertig bringen, an echten Geist auch in der Wortwindigkeit und Eipritelei der Nichtskönner usw. Ihr eigenes Kommen und Gehen täuscht der Menschheit ein Kommen und Gehen auch in der Kunst vor: Entwicklung, Kurven, Zeitgeist, Wehrdeutigkeit, Probleme usw. — sie sieht deshalb in der Kunst einen ewigen Wandel, nur die Unrückbarkeit ihrer Grundlagen sieht sie nicht.

Was kann nun (z. B.) Mozart einer solchen Welt bedeuten? Alles und nichts. Mozart gilt ihr als Gipfelpunkt, aber die vielen Unternehmer der von Tag zu Tag wechselnden neuen Musik in Quartetten, Vierteltönen schätzt sie nicht minder hoch, und hört sie gar Schimmy und Jazz, so erscheint ihr Mozart altmodisch. Fühlt sie sich je vielleicht unsicher, um ein Urteil verlegen? Sie weiß es selbst nicht, und wüßte sie es auch; sie könnte sich doch nicht helfen. Aber, was das Traurigste, es ist ihr auch nicht zu helfen — das ist kein Vorwurf, nur eine Feststellung.

Nach ein Wort unter vielen (lebenda, Seite 207):

„Die Musik geht ins Ohr“, sagt der Laie von der Musik, die ihm gefällt: er steckt Musik ins Ohr wie Geld in die Brieftasche. Darf aber eine solche Redensart dem Laien verarzt werden, wenn rings um ihn, den Vergnügungsreisenden in Musik, die vielen Cooks, Hermeneuten, Affektchwäger, Eindrücklinge, Phrasenverleumder eine ähnliche Sprache führen? Uebrigens ist die Redensart ungenau, denn in Wahrheit geht die Musik dem Laien zu einem Ohr hinein, zum andern hinaus.

(Dr. Heinrich Schenkers Werke erschienen in „Universal-Edition“ und „Drei Masken-Verlag“.)

Eine Anzahl umfangreicher, ebenso liebe- wie schätzungsvoller Briefe an mich gehören zum trostvollsten und beglückendsten Besitz meines enttäuschungsreichen Lebens.

Gibt es aus der bodenlosen Fellei deutscher Gegenwart noch eine Umkehr, so werden die Werke H. Schenkers die musikalische Bibel der Zukunft sein.

Möchte die deutsche Zitherwelt dem Geschehe dankbar sein, das ihr ein paar Talente schenkte, die die Zither von Herzen lieb haben und ihr Lieder zu entlocken wissen, die Seele haben und in einem Gewande stecken, dessen Schnitt man nur bei Bach bis Brahms erlernen kann.

Sollten diese wenigen Künstler nach Meinung und nach berechtigter Meinung der Laien zuweilen über das Ziel hinauschießen, so mögen die Künstler mit Recht erwidern:

Wohlan! Zugegriffen! Das Gute liegt in allen Formen und Farben, leicht und schwer zu Euern Füssen. Hebt es auf, hebt es auf! Dann ist schon viel geschehen. Hörgelt weniger und verest Euch mehr! —

Es ist unausbleiblich, daß das Einzelne, das Besondere von der Allgemeinheit nicht ergriffen werden kann. Darüber haben wir uns schon unterhalten. Frug schon Beethoven wenig nach den „elenden Geigen“, so ist demgegenüber noch nichts für Zither geschrieben worden, das nicht gespielt werden könnte. Aber: sum cuique. Diskussionen sind allerdings fruchtlos denjenigen gegenüber, die nur Beweise gelten lassen wollen, die in ihrer Denkweise liegen.

Der „Ländler“ in seiner primitiven Form, gewissermaßen noch Naturlaut, ist auf einer neuzeitlichen vornehmen Klangzither einfach eine Unmöglichkeit. Man versuche es, und stelle Auge und Ohr gleichzeitig ein, man wird ein Urding erleben.

Nicht weil der Einbaum auf unseren Alpenseen einstmals eine Ur-Rolle spielte, müssen alle Salons und Kriegsschiffe wieder Einbäume werden.

Was will es aber anders heißen, als wenn man die Zither von heute immer wieder mit dem „Gebirge“ in eine merkwürdige Beziehung bringt. Das war ein rohes uraltes „Zitherschlagen“. Erst die Entwicklung brachte Kultur, die man in den Anfang zurückträumt. Welch ein Irrtum! Die Zither hat heutzutage so wenig mehr organische Beziehung zum Gebirge wie zur Nordsee.

Sie ist hinaus aus den stillen Tälern ins Leben um der Kultur willen. —

Nur scheint es zuweilen, als ob sie der Mittelpunkt Himmels und der Erde wäre. Diese Uebertreibungen und Wichtigkeiten, noch dazu in einer Zeit so tiefenhafter Kräftemessungen und unüberschaubaren Zivilisationsgebredels, ziehen weit mehr als manches andere die ganze „Sache“ in die Niederungen unangenehmen Dilettantismus. Dilettantismus ist eine Charaktereigenschaft und nicht nur ein Epitheton ornans für mißliebige Persönlichkeit. Es ist Dilettantismus, freundliche Gesten und manches hübsche Wort, das einem im öffentlichen Leben zuweilen an die Nase fliegt wie ein verirrter Maikäfer mit Eifer und Inbrunst zu sammeln und sie als Ueberheblichkeitsorden ins Knopfloch zu stecken.

Es handelt sich doch bei der ganzen Zithersache um eine kleine, freundliche Hausmannskunst, die aber unlecker wird und nur für große Mäuler genießbar, wenn sie sich zur Weltkugel bläst.

Hätte ich einen Sohn, und er würde von seiner frühesten Jugend ein Menschenleben lang nichts tun als Zitherspielen, und seine Töne würden nicht fliegen wie die Hobelspäne, so würde ich sagen: „Kerl, du bist ein Idiot und hast deinen Beruf verfehlt, eröffne eine Zahnstocherfabrik!“

Hätte ich einen Sohn, und ich entdeckte die ersten Spuren jenes selbstlosen Idealismus, der immer nur die Scheuextore öffnet, damit die Klugen, die Gewitzten und Pfiffigen ihre Heuwagen einfahren können, so würde ich zum dicksten Haselstock greifen und ihm auf diese Weise Einsichten ins Leder brennen, die ihn nur heilsam sein könnten. „Siehst du nicht, Kerl“, würde ich sagen, „daß dieser dein selbstloser Idealismus nur der Topf ist, in dem sich der Gewichte seinen Schinken kocht?“ „Siehst du nicht“, würde ich sagen, „daß die Dummheit dem Gewitzten den Thron baut und dein Idealismus ihn vergoldet? Gehe hin und werde Hammer! Mit diesem schlägst du zuerst die Dummheit und dann den Gewitzten. Wozu gab dir Gott Verstand und ein gutes Herz. Die Welt von den Gewitzten befreien, ist das nicht ein Idealismus der Edelsten wert?“

Leider, oder Gott sei Dank, habe ich keinen Sohn, so daß ich annehmen muß, daß der Gewichte vorerst noch längere Zeit auf seinem Throne sitzen wird. —

„Gehe mir auch nicht unter die „Kunstschriststeller“ würde ich zu meinem Sohne sagen. „Die Gefahr, daß sie geschwollene Sachregister werden, ist nahe. Sie dünken sich Sachverwalter und der klebrig zähe Brei ihrer Senfmühlen überkrustet Berg und Tal und höret nimmer auf. Kein warmer Hauch strömt aus den düsteren Kellern kalt überlegter Wörteleien.“

„Rede nicht, Künstler! Schaffe.“ Du wirst uns niemals mit Worten beweisen, weisen du keinen Tropfen im Blute hast.

„Bergig nicht, Sohn“ würde ich sagen, „die Knechte brauchen ihr Göttlein, und das Göttlein braucht keine Knechte. Sei bescheiden und ehrfurchtsvoll vor jeglicher Größe; der Annahmung und Rechthaberei mache am Fastnachtsdienstag deine Referenz, denn sie sind die Spaßmacher vor der Vernunft. — Prüfe, ehe du dich rechtfertigst, ob es sich lohnt; der Rechthaber ist kein klingenwürdiger Duellant.“

Hast du mein Blut, Kerl, so hast du meine Qual! Gehe hin zu Göß von Berlichingen und hole dir seine eiserne Faust; es genügt nicht immer, bloß zu sagen, wie er...

Bilde dir nicht ein, daß du immer das letzte Wort haben sollst. Das kann sich jeder kaufen, der eine Zeitung aufmacht. Habe die letzte Vernunft und allerletzte Würde! —